

Marcus Imbsweiler
DER DICKE FISCH VON WOLCKENSTEIN

CONTE *verlag*

Teil 2 der Wolckenstein-Chronik

Marcus Imbsweiler

Der dicke fisch von
Wolckenstein

CONTE *roman*

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-941657-05-2

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Dies gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© Marcus Imbsweiler

© CONTE Verlag, 2009

Am Ludwigsberg 80-84

66113 Saarbrücken

Tel: (06 81) 4 16 24-28

Fax: (06 81) 4 16 24-44

E-Mail: info@conte-verlag.de

Verlagsinformationen im Internet unter www.conte-verlag.de

Lektorat: Daniela Hartmann

Umschlag und Satz: Markus Dawo

Druck und Bindung: PRISMA Verlagsdruckerei GmbH, Saarbrücken

Füße in Beton

oder

Die Wahrheit hinter der Legende

Die Verbindungsstraße zwischen Schnabelberg und Wolckenstein ist schmal und kurvenreich. Freundlichen Mischwald durchzüngelt sie, erklimmt einen Höhenzug, stürzt sich in ein breites Tal ... und plötzlich, an ihrem tiefsten Punkt, leuchtet neben einem verwitterten Holzkreuz ein ewiges Licht auf: die Schwedensenke. Ab und zu liegen frische Blumen unter dem Kreuz.

Wem dieser Blumengruß wohl gilt? Zu blass sind die Buchstaben der Inschrift, um im Vorbeifahren entziffert zu werden.

Dort, wo die Straße über den Bernbach führt, tritt der Wald zurück, um einer kleinen Ansiedlung Platz zu machen: zwei Wohnhäuser, ein Bauernhof, Stallungen. Dazu ein gemütlicher Landgasthof mit nachgedunkeltem Eichenmobiliar. *Eigene Schlachtung*, steht stolz über dem Eingang, und an Wochenenden empfiehlt es sich, einen Sitzplatz in der Stube zu reservieren. Vor der Tür riecht es nach Schweinemist, nach Kuhmilch und Dieselöl. Brombeerhecken wachsen am Rande des Besucherparkplatzes, und im Herbst sind die umliegenden Wälder von Pilzsuchern bevölkert.

Aber noch ist der Herbst fern, noch schreiben wir April. Und in jenem Monat, an einem ganz bestimmten Abend, betritt ein ganz bestimmter Mann aus Wolckenstein die Gaststube. Er bleibt in der Tür stehen, sieht sich um, strahlt. Und wie er strahlt – es ist kaum in Worte zu fassen! Das Gesicht gerötet. Beide Arme in die Seiten gestemmt. Lebensglück, hier bist du Mensch geworden.

Dieser Mann heißt Theo Tonseidel.

In der Wirtschaft verstummen die Gespräche. Selbst wer nicht weiß, dass es sich bei dem Neuankömmling um den amtierenden Bürgermeister von Wolckenstein handelt, mustert ihn argwöhnisch. Was grinst der Kerl so dämlich? Worauf wartet er? Hat er noch nie eine Kneipe von innen gesehen?

Händereibend durchquert Tonseidel die Gaststube, nickt nach rechts und nach links, erreicht den Tresen. Seine freimütig zur Schau getragene

Freude, festlich und spitzbübisch zugleich, erfüllt den Raum. Strahlend bestellt er einen Wodka. Ringsum wendet man sich wieder den wesentlichen Dingen des Lebens zu: dem Bier, den Frauen, der Pik-Flöte auf Vorhand.

»Was zu feiern?«, brummt der Wirt.

»Wie meinen?«

»Ob Sie was zu feiern haben?«

»So ungefähr«, zwinkert der Bürgermeister. »Ja, doch, das könnte man so sagen.«

»Zum Wohl.«

Theo lässt den Wodka im Glas kreisen und schnuppert mit geschlossenen Augen daran. Dann stellt er das Glas wieder ab, um seine Krawatte zurechtzurücken. Vor exakt 365 Tagen hat er schon einmal hier gestanden. Auch damals hat er Wodka getrunken, nicht zu knapp. Der Wirt ist derselbe gewesen, dafür ist er, Theobald W. Tonseidel, nun ein anderer! Aus dem Versicherungsvertreter ist Wolckensteins Bürgermeister geworden, aus einem politisch Unbeleckten die Nachwuchshoffnung der *Demokratischen Mitte*. Der Wirt jedenfalls scheint sich nicht an jenen Tag vor einem Jahr zu erinnern. Vielleicht sollte man ihm einen Tipp geben. Wie wäre es mit einer kleinen Gedenktafel über der Eingangstür, guter Mann? *An diesem Ort begann die politische Karriere Theo Tonseidels, des beliebten Bürgermeisters von Wolckenstein*. Dem Gastbetrieb täte eine solche Maßnahme mit Sicherheit gut. Man spräche nicht mehr über die Schrotkugeln im Rehrücken, sondern über die Bedeutung des Hauses für die jüngere Wolckensteiner Geschichte.

Sei's drum. Theo ist eitel, aber ohne Hoffart. Zufrieden streichelt er seine neue Krawatte. Dunkles Anthrazit mit sparsam eingewebten Silberfäden, die sich kreuzen. Ein echter Feiertagsschlips, im Schrank ganz oben zu platzieren und beileibe nicht billig.

Er winkt den Wirt zu sich. »Draußen die Litfaßsäule«, sagt er nach einem Räuspern, »wird wohl kaum noch genutzt?«

»Kann sein. Wieso?«

»Mir ist aufgefallen, dass da immer noch die Wahlplakate von letztem Jahr hängen.«

Der Wirt zuckt die Achseln. »Da tut sich nicht mehr viel, warum auch. Ich meine, was soll man mit einer Litfaßsäule hier draußen?«

Theo Tonseidel strahlt.

»Habe ich was Falsches gesagt?«, fragt der Mann irritiert.

»Nein, nein, überhaupt nicht. Sie haben Recht. Absolut Recht. Prost! Auf Ihre Säule!«

Den misstrauischen Blick des Wirts ignoriert er lächelnd. Theo ist großzügig gestimmt wie selten. Ja, er gönnt August Probst, seinem Amtsvorgänger, den prominenten Platz auf der Litfaßsäule im Wald. Schließlich ist auch an dem verstorbenen Bürgermeister die Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Sein papiernes Gesicht wirft Falten, der Teint changiert ins Grünliche, auf seinem Anzug zeigen sich Risse. Wer Probst nicht gekannt hat, muss glauben, der Mann habe zu Lebzeiten einen Schnurrbart getragen. Aber das ist nie der Fall gewesen. Nur dieses Plakat, verziert von unbekannter Hand, macht eine Ausnahme.

»Auf dich, August Probst«, denkt Theo und schwimmt, beflügelt vom Alkohol, auf einer Welle angenehmer Erinnerungen. Wie schnell sich das Leben innerhalb eines Jahres ändern kann! Dieser Landwirt aus Schnabelberg zum Beispiel, der vor genau zwölf Monaten seine Versicherungspolice gekündigt hat, ist letzte Woche wegen eines Hagelschadens beim Bürgermeister von Wolckenstein zu Kreuze gekrochen. Oder der Rektor der Grundschule Bernbach: Hat er Theo Tonselid nicht vor Jahr und Tag wie einen Prüfling abgekanzelt? Demselben Theo Tonselid muss er nun persönlich Rede und Antwort stehen, wenn es um die Renovierung der Schulturnhalle geht. So dreht der Wind, liebe Leute. Aus Geringschätzung wird Respekt, aus Überheblichkeit die Furcht vor Theos Entscheidungen. Ja, als Bürgermeister gehört er zu den Aushängeschildern der Stadt. Wie der Zinnsoldatenkönig Junkerath, wie Anita Hofmann, die berühmte Schauspielerin, und natürlich wie Rupert von Greiffen, Wolckensteins Erster Ritter.

Theo wendet sich um und blickt zur Eingangstür. Es muss ja keine große Gedenktafel sein, für den Anfang würde eine kleine reichen.

Ein Geräusch lässt ihn seine ursprüngliche Haltung wieder einnehmen. Die Tür zu den Toiletten hat sich geöffnet und gibt die Sicht auf einen Mann mit kurz geschorenen grauen Haaren frei. Er trägt die modische Kleidung rüstiger Senioren: Wanderhose, Fleecejacke, Turnschuhe. An seiner linken Schläfe tritt eine einzelne Ader ungewöhnlich stark hervor.

»Bruno!«, ruft Wolckensteins Bürgermeister überrascht. »Was machst du denn hier?«

Ertappt schaut der Mann in Theos Richtung und bleibt stehen. Er schüttelt den Kopf wie einer, der etwas sehr Saures schlucken muss, dann kommt er an den Tresen.

»Theo, grüß dich.« Sie schütteln Hände.

»Wie geht's dir, Bruno? Und was machst du hier draußen?«

»Wollte mal woanders einen trinken, ganz einfach.«

»Alleine?«

»Warum nicht alleine?« Bruno Habicht, Frührentner und leidenschaftlicher Initiator von Pauschalreisen in südliche Gefilde, tritt zu einem verlassenen Tisch, um mit einem halb leeren Bierglas in der Hand zurückzukehren. »Und du?«

»Ach, ich ...« Theo Tonselid lächelt geheimnisvoll und schnuppert an seinem Wodka. »Ich feiere so eine Art Jubiläum.«

»Hochzeitstag?«

»Nein, den vergesse ich immer. Heute vor einem Jahr habe ich mich entschlossen, in die Politik zu gehen. Hier in diesem Lokal.«

»Ich dachte, Rainer hät dich iberredet.«

»Hat er auch. Trotzdem musste ich mich ja dazu entschließen, nicht wahr? Und siehe da, nach ein, zwei Gläschen Wodka war sie gefallen, die Entscheidung.« Er gluckst vor Vergnügen.

Bruno Habicht wirft ihm einen verstohlenen Seitenblick zu. So sehr er seinen Parteifreund auch schätzt: In diesem Moment kommt ihm Theos Gesichtsausdruck reichlich unbedarf vor. »Das ist wirklich ein Grund zum Feiern«, murmelt er.

Einen Moment lang herrscht Stille. Auch Theo Tonselid beugt seinen Tresennachbarn heimlich. Habicht hat schon einmal besser ausgesehen, findet er. Weniger müde, weniger abgspannt. Treibt der Kerl keinen Sport mehr? Woher stammen die Ringe unter seinen Augen, die Flecken auf seiner Haut? Er hält sich sogar schlechter als sonst. Liegt der letzte Mittelmeerurlaub schon so lange zurück? Kaum zu glauben, dass es sich bei diesem Mann um den fittesten Ruheständler der ganzen Stadt handeln soll.

»Sag mal, Bruno: alles in Ordnung mit dir?«

»Sicher. Wieso fragst du?«

»Gesundheitlich auch? Ich meine ja nur.«

»Na, klar. Prost, Theo.«

»Prost.«

Sie trinken. Habicht einen großen Schluck Bier, der Bürgermeister eine winzige Portion Wodka. Rau und abweisend hat die Stimme des Fruhrentners geklungen. Seine wässrigen, geröteten Augen fixieren die Wand hinter dem Ausschank.

»Ja, wer hätte das gedacht?«, murmelt Theo, den es zurück zu seinen angenehmeren Erinnerungen zieht. »Wer hätte gedacht, dass es manchmal so schnell geht? Da entschliest du dich, ein bisschen Politik zu machen, einfach so, bloß aus Interesse – und ein paar Monate später bist du Bürgermeister. Wenn mir das vor einem Jahr einer gesagt hät! Und heute kann ich es mir nicht mehr anders vorstellen. Nichts gegen Versicherungen,

aber so ist es besser.« Er lacht ein fröhliches Jungenlachen. »Wenn das kein gutes Jahr war, dann weiß ich nicht. Ein verdammt gutes Jahr.«

Von links kommt keine Antwort. Theo Tonselid gönnt sich einen weiteren Schluck Wodka, bevor er einen vorsichtigen Seitenblick auf seinen Parteifreund riskiert. Was er sieht, erschreckt ihn.

Bruno Habicht, knorrig und kantig, kämpft mit den Tränen. Beim Versuch, sie zu unterdrücken, läuft es wie Stromstöße durch sein Gesicht.

»Ich möchte einen Verlust melden«, sagte die Frau mit der mühlradgroßen Brille und dem dauergewellten Haar.

Polizeiobermeister Rainer Schaffrath sah kurz auf und nickte der Besucherin zu. Danach widmete er sich seiner Arbeit wieder mit dem gebührenden Eifer. So ein Lottoschein füllte sich schließlich nicht von selbst aus. Vor allem nicht, wenn man die Kombination jede Woche änderte, um Wiederholungen zu vermeiden.

»Ich möchte einen Verlust melden«, tönte es erneut und mit Nachdruck durch die Wachstube.

Der Polizist spitzte die Lippen, während er ein Kreuzchen in das Feld mit der 7 setzte. Jetzt die 15? Oder die 18? Eine hohe Zahl sollte auch dabei sein. Und zum Abschluss vielleicht eine Schnapszahl: die 33? Er leckte angelegentlich über seinen Daumen, dann legte er den Lottoschein auf den Postausgangsstapel.

»Bitte nehmen Sie Platz«, sagte er und zeigte auf einen freien Stuhl.

»Danke«, erwiderte die Frau, ohne sich zu rühren. Sie war siebzig. Oder achtzig, wer wusste das schon. Ihr stechender Blick wurde durch die violette Tönung ihres Brillenmonstrums kaum gemildert. Schwungvoll gezogene Brauenbögen signalisierten Aufmerksamkeit. Zum hochgeschlossenen Jäckchen in Ocker trug sie ein sandfarbenes Halstuch sowie karierte Leinenhosen. Sie verströmte einen süßlichen Geruch, der Schaffrath an seine Mutter erinnerte. Die hatte sich jeden Morgen mit so etwas Ähnlichem übergossen, bevor sie dement wurde. Danach auch.

»Einen Moment bitte«, sagte er und stemmte seinen schweren Körper aus dem Bürostuhl. Irgendwann würde er sie beantragen: eine Fernbedienung, um die Fenster zu öffnen. Oder gleich ein vollautomatisches Belüftungssystem, das auf die Ausdünstungen seiner Besucher reagierte. Seufzend betätigte er den Hebel und stellte ein Fenster auf Kipp. Sog frische Frühlingsluft ein, genoss den Anblick der sanft schwingenden Baumkronen im Rupert-von-Greiffen-Park. Einen Verlust wollte die Alte melden. Kein Problem, für Verluste gab es eine Liste. Annähernd

offiziell, von Statistiken untermauert. Was verlor die durchschnittliche Wolckensteinerin schon? Ihren Golf Cabrio, ihren Gatten, ihre EC-Karte. Der Golf war geklaut, der Gatte getürmt, die EC-Karte vom getürmten Gatten mitgenommen. Intern kursierte noch eine zweite Liste möglicher Verluste: das Gedächtnis, die dritten Zähne, die Unschuld.

»Was haben Sie denn verloren?«, fragte Schaffrath, an seinen Platz zurückkehrend.

»Meinen Dackel.«

»Ach.«

»Ein acht Wochen alter Welpen, goldenes Fell. Für eine alte Frau wie mich ein Seelentröster in schwerer Zeit.«

»Das tut mir leid.« Schaffrath vermied Blickkontakt. Er wollte nicht Zeuge werden, wie die Brillengläser der Alten beschlugen. Ihre Stimme allerdings hatte sich nicht verändert, klar und bestimmt klang sie durch den kleinen Raum.

»Er hieß Falstaff, Herr Schaffrath. Mit drei F.«

»Woher kennt sie meinen Namen?«, schoss es dem Polizeiobermeister durch den Kopf. Namensschilder hatte es in diesem Büro noch nie gegeben. Wolckensteiner, die ihn kannten, kannte er auch. Diese Frau aber war ihm fremd. Laut sagte er: »Und Sie hoffen nun, die Polizei könnte Ihnen bei der Wiederbeschaffung Ihres Hundes helfen?«

»Nein.«

»Nein?«

»Es geht nicht um Wiederbeschaffung, Herr Schaffrath, sondern um Prävention. Um das Vermeiden weiterer Verluste. Mein Dackel ist ertrunken.«

Schaffrath schwieg.

Die alte Dame setzte sich immer noch nicht. Vielleicht genoss sie es, auf den schwerfälligen Beamten herabzublicken, oder sie war pensionierte Lehrerin, die nie anders als im Stehen unterrichtet hatte. Ihre beringte Hand spielte mit dem Knauf eines schwarz glänzenden Stocks. »Ich hatte drei Welpen«, sagte sie. »Drei Welpen eines Wurfs, Herr Schaffrath. Hamlet, Lear und Falstaff, einer hübscher als der andere. Heute früh ging ich mit ihnen am Greiffenweiher spazieren, wie so oft. Wir waren ganz alleine, meine Hundchen und ich. Keine Spaziergänger, keine Köter, die uns erschrecken könnten. Sie kennen das Gelände, nicht wahr?«

»Sicher.«

»Ich ließ die drei also von der Leine und sah ihnen zu, wie sie herumtollten. Natürlich hatte ich sie nicht alle zu jedem Zeitpunkt im Blick. Ich

bin eine alte Frau und nicht mehr so fix auf den Beinen. So kam es, dass ich kein Augenzeuge von Falstaffs tragischem Unglück wurde. Ich hörte nur ein Geräusch, wie das Klatschen auf Wasser, dann war mein Welp verschwunden.«

»Er ist ins Wasser gefallen«, nickte Schaffrath und kontrollierte mit einem Seitenblick die Zahlen auf seinem Lottoschein.

»Unsinn«, schnaubte die Frau und stieß ihren Stock so heftig auf den Boden, dass der Polizeiobermeister zusammenfuhr. »Sie sind klein, aber das hatten sie bereits gelernt, alle drei: dass man nicht in den Weiher springt. Außerdem können Hunde schwimmen, auch kleine. Nein, Herr Schaffrath, Falstaff wurde Opfer eines Fisches, und deshalb bin ich hier.«

»Eines Fisches? Sie denken an einen Karpfen?«

Die Dame stand stocksteif vor dem Polizisten, nur ihre Nasenflügel bebten. »Entweder«, presste sie zwischen dünnen Lippen hervor, »Sie haben keine Ahnung von Fischen, oder Sie nehmen mich nicht ernst.«

»Nein, nein, Frau ...«

»Pestalozzi. Ich wohne beim Rupert-von-Greiffen-Park. Sie sollten wissen, dass Karpfen nicht zu den Raubfischen zählen. Außerdem sind sie viel zu schwach. So leicht ist es nun auch wieder nicht, einen Welpen unter Wasser zu ziehen.«

»Eben.«

»Was meinen Sie mit: eben?«

Schaffrath zuckte die Achseln. »Seien Sie mir nicht böse, aber: Gesehen haben Sie nicht, wie Ihr Hund ins Wasser gezogen wurde, von wem oder was auch immer?«

Frau Pestalozzi räusperte sich und verlagerte das Gewicht ihres Körpers fast unmerklich vom einen auf das andere Bein. »Sie gefallen sich wohl in der Rolle des ungläubigen Thomas? Sie steht Ihnen nicht, Herr Schaffrath, lassen Sie sich das gesagt sein. Erstens: Ich weiß, dass meine Hundchen nicht einfach so ertrinken. In dieser Hinsicht sind sie intelligenter als mancher Mitbürger. Zweitens: Ich habe Erkundigungen eingezogen. Es gibt Fische in unseren Gewässern, die Landsäugetiere jagen. Raubfische, verstehen Sie? Große Raubfische.«

»Hechte«, nickte der Polizeiobermeister. Unkenntnis in Sachen heimischer Fauna wollte er sich auf keinen Fall nachsagen lassen. »Im Greifweiher gibt es aber keinen Hecht.«

»Kein Hecht, Herr Schaffrath. Ein Wels.«

»Ein Wels? Sind Sie sicher?«

»Wie gesagt, ich habe mich erkundigt: bei Mitgliedern des Angelvereins. Drei Personen haben mir unabhängig voneinander die Existenz

eines solchen Fisches bestätigt. Und dass Welse alles fressen, was ihnen vors Maul kommt, weiß jedes Kind.«

Unruhig rutschte Schaffrath auf seinem Stuhl hin und her. »Ich weiß nicht, Frau Pestalozzi. Glauben Sie wirklich, dass ein Wels – vorausgesetzt, es gibt einen im Greiffenweiher – Jagd auf einen am Ufer spielenden Hund macht?«

»Um Glauben geht es hier nicht«, lautete die scharfe Antwort – so scharf, dass Schaffrath von einer neuen Wolke Altedamenparfüms umweht wurde. »Es geht um Fakten. Und Fakt ist nun einmal, dass Falstaff ertränkt wurde, dass nur ein Raubfisch dafür in Frage kommt und dass drei Experten unabhängig voneinander auf einen Wels tippen. Ich habe mir ihre Namen notiert. Der Vorsitzende des Angelvereins bestreitet übrigens die Existenz eines Welses im Greiffenweiher, aber das wundert mich nicht. Schließlich habe ich ihm gesagt, dass ich mir rechtliche Schritte vorbehalten.«

»Wegen eines Fisches?«

»Wegen der Gefahren für die Bevölkerung. Sollen weitere Hundebesitzer ihre Lieblinge verlieren? Sollen kleine Kinder von dem Biest angegriffen werden? Die Angler stehen in der Pflicht, für Sicherheit zu sorgen. Ich habe einen exzellenten Anwalt: jung, aber gut erzogen. Sollten wir Anzeige erstatten, dann auf der Grundlage eines ausführlichen Protokolls. Deshalb bin ich hier.«

Der Polizeiobermeister blickte sie fragend an.

»Worauf warten Sie, Herr Schaffrath? Ich fordere Sie auf, meine Aussagen schriftlich festzuhalten.« Sie rückte einen Stuhl vor den Schreibtisch des Polizisten und setzte sich. »Also, fangen wir an. Dieser Wels ist eine Gefahr für Wolckenstein.«

Da wir gerade von Wolckenstein reden: Nehmen wir einmal für einen kurzen, hypothetischen Moment an, der Rest der Menschheit würde sich, aus welchen Gründen auch immer, für unsere Stadt und ihre Bewohner interessieren. Nehmen wir an, ein renommiertes Meinungsforschungsinstitut bekäme den Auftrag, seine besten Leute nach Wolckenstein zu schicken, um der Bevölkerung eine schlichte Frage zu stellen: »Sind Sie mit der Arbeit des neuen Bürgermeisters zufrieden?« Wie würde die Antwort wohl lauten?

Nun, in den meisten Fällen bekämen die Meinungsforscher ein zögerndes Ja zu hören. Zögernd, weil viele der Befragten gar nicht bemerkt hatten, dass sich an der Spitze ihrer Stadt ein Machtwechsel ereignet hatte;

Ja, weil innerhalb des letzten halben Jahres kein größerer Skandal im Zusammenhang mit dem Bürgermeister – sei er nun der alte oder der neue – ruchbar geworden war. Aus Sicht der meisten Wolckensteiner hatte sich so gut wie nichts geändert, seit ein gewisser Theo Tonseidel die Nachfolge eines gewissen August Probst angetreten hatte.

»Mir ist egal, wer uns regiert«, pflegte zum Beispiel Wolfhard Menge, der Nachbar der Tonseidels, zu sagen, und seine Frau nickte im Takt dazu. »Mir ist das völlig schnuppe, korrupt sind sie alle. Dass da oben nun der Tonseidel sitzt, meinestwegen. Aber auf eines kann er sich gefasst machen: Sobald es einen Anlass zur Beschwerde gibt, steht der alte Menge bei ihm auf der Matte und zieht ihm persönlich die Ohren lang.«

»Genau«, sagte Frau Menge.

Auch in den Augen anderer Wolckensteiner, des Gärtners Sebastian Klopp und der Lehrerin Konstanze Hollerieth etwa, blieb alles beim Alten. Während Klopp bezweifelte, dass sich der neue Amtsinhaber intensiver um Umweltbelange kümmern werde als sein Vorgänger, fand es Frau Hollerieth zwar reizvoll, die Tochter des Bürgermeisters unterrichten zu dürfen, gleichzeitig aber befürchtete sie, Mira Tonseidel werde der Ansehensgewinn zu Kopf steigen. Dass sich kommunalpolitisch etwas ändern könnte, glaubten beide nicht. Die Frage war eher, ob sich in Wolckenstein je etwas ändern würde. Nein, mochte die Hülle gewechselt haben, der Inhalt blieb der gleiche.

Für jemanden wie Anita Hofmann dagegen war die Hülle das Entscheidende. *Wir leben nur in unseren Rollen* – diesen Satz aus ihrer Schauspielausbildung hatte sie verinnerlicht. Und welche Rolle war attraktiver als die von Männern in Führungspositionen? Othello, Wallenstein, Danton – solchen Typen verfiel Anita mit Haut und Haar. Selbst der dicke Probst hatte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf sie ausgeübt. Nicht obwohl, sondern weil er so machtbewusst, rücksichtslos und unverfroren war. Und weil er irgendwann tot umfiel, denn ein bisschen Tragik gehörte dazu. In Theo Tonseidel, seinem Nachfolger, hätte sie sich fast getäuscht. Erst hatte sie ihn für einen netten Schlappschwanz gehalten: ungeschickt und ein wenig hilflos, auf geradezu erschreckende Weise ohne Tücke. Seine Krawattenwahl sprach Bände. Doch dann hatte derselbe Schlappschwanz das Machtzentrum Wolckensteins gestürmt und sämtliche Parteihyänen ins zweite Glied verwiesen. Wie ihm dieser Coup gelungen war, blieb Anita Hofmann ein Rätsel; aber er hatte ihr imponiert. Seither beobachtete sie den Bürgermeister ihrer Heimatstadt auf ihre eigene Weise, aus halbgeschlossenen Lidern sozusagen. Und siehe da: Theo Tonseidel hatte etwas. Etwas Besonderes. Eine Mischung aus

Unschuld und Hundedreck, so nannte sie es. Und es gefiel ihr. Diesen Mann würde sie sich warm halten.

Zu einem ganz ähnlichen Urteil, wenn auch anderem Vokabular, kam Annekatriin Jörges. Die Vorsitzende der SPD-Gemeinderatsfraktion sah in Theo Tonseidel ein willfähiges Objekt ihrer Pläne und ein sympathisches dazu. Aus diesem Grund hatte sie ihn höchstpersönlich zum Kompromisskandidaten der zerstrittenen *Demokratischen Mitte* erkoren. Bürgermeister Tonseidel, so ihr Kalkül, würde entweder konstruktiv mit der Opposition zusammenarbeiten, oder er würde an Unbedarftheit und Selbstüberschätzung scheitern. Man würde sehen.

Bislang hatte es jedenfalls keinen Grund zur Klage gegeben. Der neue Bürgermeister war kein Volkstribun wie sein verstorbener Vorgänger, sondern dröge und manchmal etwas fahrig, aber er nahm seine Aufgabe ernst. Zum Amtseinstand hielt er eine längere Rede, an deren Wortlaut sich Annekatriin Jörges zwar nicht mehr erinnern konnte, die sie jedoch als unbestimmt angenehm empfunden hatte. Theo hatte nicht einmal ein Manuskript benutzt (er hatte es zuhause neben der Dusche liegen lassen). In Sitzungen beschränkte er sich auf eine moderierende Rolle und überließ den Referenten und Ausschussmitgliedern das Wort. Natürlich hatte er auf einigen Feldern Nachholbedarf – »Für wie viele Jahre bin ich nun gewählt?«, fragte er einmal in kleiner Runde –, dafür bewies er bei finanziellen und juristischen Themen seine Kompetenz. Dass er seinen Urlaub nicht parallel zum Wolckensteiner Schützenfest legen durfte, würde er schon noch lernen. Die Sekretärin des Bürgermeisters schwärmte jedenfalls schon bald von ihrem neuen Chef, und das war so ziemlich der Gipfel der Anerkennung, den ein Stadtoberhaupt erklimmen konnte.

In den ersten Monaten seiner Amtszeit prägten politische Alltagsentscheidungen Theos Arbeit. Die Erschließung des Gewerbegebiets im Wolckensteiner Westen wurde in die Wege geleitet, diejenige des Neubauprojekts Bernbach Nord weitergeführt. Es gab Beschlüsse zu stadteigenen Wohnungen, zur Friedhofsordnung und zu den Öffnungszeiten des Hallenbades. Die Verkehrsprobleme im Stadtzentrum wurden erörtert, Entscheidungen darüber vertagt. Überraschend häufig fiel während der Sitzungen der Name Helmut Junkerath – überraschend zumindest für den neuen Bürgermeister. Junkerath, wichtigster Arbeitgeber Wolckensteins und Mitglied der *Demokratischen Mitte*, prägte aufgrund seiner finanziellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Position so gut wie jede kommunalpolitische Diskussion, ohne sich selbst in den Vordergrund zu drängen. Wer war von einer geänderten Verkehrsführung im Stadtzentrum mitbetroffen? Die *Walter Junkerath GmbH*. Wer hatte

die Begründung des städtischen Kindergartens gestiftet? Helmut Junkerath höchstselbst. Das neue Gewerbegebiet, die Abwassergebührenerhöhung, der kommunale Haushalt – immer war Junkerath, privat oder als Unternehmer, Teil des Problems und nicht selten dessen Lösung. Sogar zur Friedhofsordnung äußerte er sich in einem ausführlichen, sehr persönlich gehaltenen Brief, wie er überhaupt Briefe leidenschaftlich gern zu schreiben schien: Da das Grab seiner Eltern in jenem Teil des Friedhofs liege, der neu gestaltet werden solle, bitte er aus Gründen der außerordentlichen Verbundenheit seiner Familie mit Wolckenstein zu bedenken ... und so weiter. Theo Tonseidel beeindruckte der Einsatz dieses mächtigen Mannes, wenn es um eine so sentimentale Angelegenheit wie das Erscheinungsbild einer Grabstelle ging, und er fühlte sich sehr erleichtert, als der Gemeinderat beschloss, die Umgestaltung des Friedhofs zu überdenken.

Bei einem anderen Thema hatte Theo äußerstes Fingerspitzengefühl gezeigt – und das, ohne es auch nur im Geringsten zu ahnen. Es war ihm nämlich gelungen, mit dem Zahnarzt Willi Weingart einen der größten Skeptiker seiner Fraktion auf Linie zu bringen. Nach einer Sitzung zu Beginn der Legislaturperiode hatte man sich im *Ritterkrug* getroffen und die Lage erörtert. Die gesamte Mannschaft der *Demokratischen Mitte* war anwesend und schaute mehr oder weniger hoffnungsvoll in die kommunale Zukunft. Weingart, neben Theo sitzend, nörgelte an diesem und jenem herum, gab dem Bürgermeister en passant einige gute Ratschläge und kam zuletzt auf sein Leib- und Magenthema zu sprechen: die Kultur. Niemand hörte ihm zu, ausgenommen Theo Tonseidel.

»Kulturell«, dozierte Weingart, »gibt es Defizite in Wolckenstein. Krater der Untätigkeit! Kariöse Löcher im Gebiss der Kultur, falls du mir diesen Ausdruck gestattest.« Sie duzten sich seit kurzem. »Immer wieder lag ich August in den Ohren, etwas zu unternehmen, und was hat er unternommen?«

»Nichts?«, riet Theo. Er war kein ausgesprochener Freund Weingarts, doch vor dessen rhetorischem Feuerwerk ging er gedanklich immer ein wenig in die Knie.

»Nichts, allerdings. Dabei ist Kultur eine Investition in die Zukunft! Weißt du, was unserer Stadt gut anstünde? Ich sage es dir, in aller Freundschaft« – auch Weingart war nicht unbedingt ein Freund des Bürgermeisters – »in aller Freundschaft, Theo: eine Kulturagenda. Das ist es, was wir bräuchten. Einen exakten Fahrplan, was, wann, wo. Und in welcher finanziellen Höhe natürlich, das vor allem. Wie soll es mit Wolckenstein kulturell weitergehen? Wo wollen wir in zehn Jahren stehen?« Innig zwirbelte der Zahnarzt seine Fliege, horchte den eigenen schönen Worten

*... mehr davon erhalten Sie
beim Buchhändler Ihres Vertrauens
oder direkt beim Conte Verlag.*

CONTE *verlag*

Tel: (06 81) 4 16 24 28
Fax: (06 81) 4 16 24 44
E-Mail: info@conte-verlag.de
Internet: www.conte-verlag.de